



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin ; Hannover, 1950

Dörfler, Anton Vom Tausendjährigen Krug:

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93965](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93965)

Aus Anton Dörflers Töpferroman vom Tausendjährigen Krug

Erde, Wasser und Feuer sind des Töpfers Dreieinigkeit. Mit Urkräften also hat er täglichen Umgang. Und so alt wie die Menschheit ist sein Handwerk. Ein rechter Meister ist sich dessen zu jeder Stunde bewußt, und er wurzelt darum in tieferen Gründen, als mancher Weise sie mit forschendem Geist erreichen mag.

1. Der „Brabanter“

Konrad Heffner zu Ottenreuth im Maintal war solch ein Meister. Aus alten Urkunden war schon vom Großvater zusammengesucht worden, daß die Heffner vierhundert Jahre zurück in allerlei Gegenden Töpfer und kunstvolle Hafner gewesen sind. Viele Jahre hindurch hatte ein geduldiger Brauner den mit Töpferwaren vollgepackten Wagen-Meister Konrads mainabwärts von Markt zu Markt gezogen. Und mit der Zeit waren statt der kleinen runden Frau, einer Holländerin, die auf den Märkten Blumenzwiebeln feilbot, flinke Buben im Sitzkorb mitgefahren; alle drei künstlerisch reich begabt, vom losen Treiben der Märkte mit ihren Buden und Schaustellungen leicht verlockt, unruhigen Blutes, so daß sie auf ihrer Wanderschaft draußen in der Welt geblieben waren und nicht ins stille Maindorf zurückgefunden hatten.

Seitdem stand der Braune oft im Stall; und es dauerte nicht selten über Gebühr, bis der Vater sich richtig zur Arbeit zu sammeln vermochte. Wie oft lief die Töpferscheibe aus, und er hatte den Tonballen noch nicht einmal angefaßt! Erneut mußte er antreten; und dann war ihm oft, als müßte er dem Wilhelm wieder zeigen, wie man die Füße nur leicht aus dem Schweben niederzutreten hätte. Ja, Schweben und Träumen war diesem stets ein und dasselbe gewesen! War schließlich der Ballen dann in die Mitte geworfen und lief er dort ruhig, daß der Boden gelegt werden konnte für den werdenden Krug, so sah er plötzlich Christoph neben sich stehen, der von Jugend an so seltsam-kühne Entwürfe zu zeichnen vermocht hatte, und dieser schien sich vor Trotz in die Lippen zu beißen, weil es dem Vater noch besser gelang, einen Druck zu berechnen oder die Wand zwischen den Zeigefingern hochlaufen zu lassen. Der Jüngste, der Heiner, hatte sich keineswegs unbeholfen gezeigt, nur mußte man ihn zur Arbeit antreiben, sonst wäre er nie aus der Träumerei in den Werktag gesprungen. An der Scheibe saß er ungern; seine Lust war das freie Formen aus der Hand: mit Schalen und Schattullen wollte er sich nicht begnügen; Pferde mußten es zum mindesten sein und Hirsche; die Köpfe daran waren dem Vater nie recht; jetzt aber verwahrte der einsame Alte so ein plumpes und doch putziges Füllen auf den zu zarten, hohen Beinen, wie ein Heiligtum in seinem Glaskasten.

Den einzigen vertrauteren Umgang hatte der früher so weltfrohe Töpfer in dieser Zeit nur mit seinem Nachbarn, einem Schneidermeister, der im Ort durch seinen seltenen Vornamen und die Fülle der von ihm gebrauchten oder vielfach auch neu geprägten Sprichwörter bekannt war. Oft saßen die beiden am Sonntagnachmittag in der guten Stube vor dem großen Brabanter Glasschrank, den die Frau aus Holland mit in die Ehe gebracht hatte. Dicht beisammen standen darin Krüge, Schalen, Töpfe, mehrarmige



J. Amman

Der Töpfer (16. Jahrh.)

Leuchter, mit buntglasierten Blumen übersät, Tassen aller Formen und Farben; Krüge gab es darunter von den schlichtesten bis zu den überladensten, Nutzgeschirr und Tafelschmuck; lichtblaue Flötenvasen, Sparbüchsen, Weihwassernäpfe, Bodenfliesen mit Zirkelschlägen und Punktreihen; Ofenkacheln mit biblischen Figuren von zarter Lieblichkeit fanden sich neben halbverwitterten Dachziegeln und Firsten mit plumpen Fabelfratzen darauf.

Es wurde dunkler und dunkler im Zimmer, dessen grüne Wände davon förmlich zurückwichen; aus dem wuchtigen „Brabanter“ aber leuchtete es weiter, verhaltener zwar, doch immer noch so, als kämen ihm Schein und Abglanz aus einer anderen Welt. Da deutete der Gast nach dem unteren Kastenteil, der durch vorgewölbte Türen

verschlossen war, und fragte, ob da wohl auch noch Geschirr stünde. Konrad Heffner sah den Freund erst eine Weile groß und starr an; aber zuletzt begann er zu lächeln wie einer, der jeden Widerstand aufgibt, und holte aus dem unteren Fach des „Brabanter“ einen riesigen Krug aus bräunlich-schwarzem Ton hervor, eine Art vorgeschichtlicher Urne, bauchig und birnförmig, mit eingezogenem Hals.

„Dieser Krug ist ein tausendjähriger, mußt wissen! Soweit wir Heffner zurückgehn, habens den schon mitg'schleppt. Er ist unser Hausgott sozusagen. Ich hab' nie davon geredt. Das mußt mir zugeben, Dionys. Bist selber drauf kommen. Du gehörst jetzt zu uns. Schau, wer den Aschenkrug da von uns Heffnern g'funden hat, das weiß man heut freilich nimmer. Die Asche ist auch fort. Aber es steht doch fest, daß ihn ein Töpfer gemacht hat. Seine Hände waren da dran, und seine Gedanken sind drum herumgelaufen. Es hat bis zu ihm zurück immer Leut gegeben, wie mein Vater und der Vatersvater g'wesen sind, Leut wie mich und mein Christoph einmahl! An so was muß man sich halten wie der Schmetterling ans Licht; jawohl, bis man auch dran verbrennt. An diesem Geheimnis hab' ich meine Buben großgezogen. Schau, wenn sie den Herrgott zum ersten Mal hab'n empfangen dürfen, hab' ich einen um den andern da hergeführt, wo du jetzt steht, Dionys. Und dann hat mir der Bub' in die Hand schwören müssen, daß er schweigt zu jedem Menschen von dem Kruggeheimnis. Auch von meinen Dreien wird nur der heimkommen, der sein Geheimnis net verraten hat. Es könnt' höchstens sein, daß einer noch ein größeres findt!

Mein Vater selig hat immer g'sagt: „Ein Mensch, der nix hat, von dem er gar nie spricht, der is so, daß keine Glasur an ihm halten kann.“

Der sonst so gesprächige Schneider war keines Wortes mächtig; er legte seine Hände in die des Freundes, als hätte auch er schwören müssen, und lief zu seinem Hause hinüber wie ein erschüttertes Kind.

2. Ein weiblicher Lehrling im Töpferhaus

Beim Schneidermeister war Besuch aus der Stadt angekommen. Ein junges und recht frisches Mädclachte über die aus vollen Schleusen strömenden Sprüche des Großonkels. Hedi wußte bisher noch nicht recht, für welchen Beruf sie sich entscheiden sollte. In der Schule war ihre zeichnerische Begabung aufgefallen; zuletzt hatte sie in der Stadt angefangen, Blüten aus Bast und Wolle herzustellen, und seitdem wohl daran gedacht, Gärtnerin zu werden. Nun war Kirchweih in Ottenreuth, und Hedi sollte auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter sich noch einmal was gönnen und auch über das Fest bleiben, wenn es dem Dionys nicht zu viel würde.

Als dieser das erste Mal mit ihr im gelben Töpferhaus erschien, um sie nachbarlich vorzustellen, konnte sie ein reich versehenes Lager

bestaunen, ehe noch die Kirchweihkäufer ausgesucht hatten. Auf Lattengestellen erklomm das bunte Volk der Kannen, Terrinen, Kuchenplatten, Bratpfannen beinahe die Decke des Raumes; es gab bald keine Farbe, die hier nicht erglänzte. Von überall her winkten dem Betrachter förmlich die Spuren formender Töpferhände; schön müsse es sein, so etwas fertigzubringen, entrang es sich Hedi, die zwischen all dem andrängenden Gewerk schlank und schmal geworden war wie ein Madönnchen; und sie suchte dabei den Blick des alten Töpfers auszuhalten wie einen Segen. Dessen Schaffensfreude war wieder erwacht, seitdem Heiner, der Jüngste, zurückgekehrt war, wenn auch wohl nicht in der Absicht, dauernd zu bleiben; aber sie hatten beide in diesen Wochen um die Wette gearbeitet. Im kleinen Anbau war — nach des Nachbarn Wort — die „Menagerie“ zu besichtigen.

Da stand man inmitten der lustigen Scharen von Hunden, Katzen, Afflein, Rehen, Hasen und Füllen. Schließlich mußte sich Hedi aus den Erzeugnissen beider Töpfer Kirchweihgeschenke wählen. Im Hauptraum nahm sie sich nach kurzem Besinnen einen Leuchter, der hinter seiner Kerze, wie eine Blendlaterne, einen wahren Ritterschild stehen hatte, der überaus fein silberbläulich schimmerte; unter Heiners Arbeiten suchte sie viel länger und konnte sich schwer zwischen einem Pferdchen und einem Reh entscheiden, dessen vertrauensvoll äugender Kopf geradezu nach behütender Liebe zu verlangen schien. Heiner hatte schon vorgeschlagen, ruhig beide Stücke mitzunehmen; aber sie bestand darauf, wer ein rechter Mensch werden wolle, müßte sich zu allererst im Entscheiden üben. „Ein Pferd schlägt sich wohl allein durch“, sagte sie endlich und streichelte das Tontierchen ermunternd, „aber dich, mein Rehle, schießt der Jäger, wenn ich dich nicht zu mir nehme.“

Der Besuch im Schneiderhaus blieb länger, als zunächst beabsichtigt war. Den größten Teil ihrer Zeit verbrachte Hedi in der Töpferei. Sie wollte ganz nebenbei sehen, wie hier die Dinge wuchsen und wurden. Da war das Wunder bald gar nicht mehr so groß, als sie eines Morgens einen Töpfer schurz umgebunden bekam.

Konrad Heffner nahm es mit der Unterweisung des neuen Lehrlings ernst. Das Wesen und die Gewinnung der Tone wurden Hedi ebenso gründlich erläutert und gezeigt, wie etwa das Trocknen und Brennen. Bald hatte sie ein ganzes Heft vollgeschrieben mit Grundregeln, Berechnungen und Winken. Daneben wurde aber auch in der Hand- und Fußfertigkeit nichts versäumt. Das Zerkleinern des Tons, die Schlammprobe, die Prüfung auf den Gehalt an Kalk, der Gipsguß und das Tonkneten — alles wollte gelernt sein, gar nicht zu reden von der Arbeit an der Scheibe. Nur so, in gründlichem Dienst, sagte der Heffner immer, könnte man hoffen, das eigentliche Töpfergefühl in die Hände zu bekommen! Hedis Tag war ausgefüllt; aber weder Lust noch Eifer minderten sich; mit Freuden beobachtete sie, wie der alte Meister die verschiedenen Oxyde, den Dörentruper Sand,

die Mennige, Pottasche und den Salpeter gebrauchte oder, nach einem altitalienischen Versatz, ein Neapelgelb schmolz, alles mit einem Ernst, als gelte es insgeheim Gold zu gewinnen.

Ursprünglich hatte sie nur das Allernotwendigste lernen wollen. Nachdem sie aber jetzt zur Genüge gesehen und gefühlt hatte, daß ein ebenso ehrlich wie vollkommen gekonntes Handwerk dem Menschen nicht nur ein anderes Gewicht und Urteil in allen Fragen des Lebens gibt, sondern auch seelisch ihn mit Vergangenheit und Zukunft verknüpft: Da war sie unweigerlich gesonnen zu erreichen, was irgend in ihrer Kraft stünde, um ein g a n z e r T ö p f e r zu werden.

Schneiderfastnacht

Seldwyla, ein Schweizer Städtchen, das man freilich auf der Landkarte nicht suchen darf, denn es ist eine Schildbürger-Erfindung des Dichters Gottfried Keller, ist seitdem mit seinen Spezialitäten so bekannt geworden, wie etwa die savoyischen Kaminfeger oder die Tessiner Gipsfigurenhändler, die freilich viel seßhafteren Nürnberger Lebkuchenbäcker oder die ehrbaren Bunzlauer Töpfer. Ein ganz eigenes Völkchen, diese Seldwyler: halb harmlos-ausgelassen, halb philisterhaft gewinnsüchtig, so seltsame Käuze wie kühne Spekulanten, weniger zu wirklicher Arbeit als zu allerhand Narretei aufgelegt, die sauren Wochen gar zu gern mit frohen Festen unterbrechend.

Einmal in der Fastnachtszeit schlug der Vergnügungsrat, der in Seldwyla eine richtige Behörde war, der hochwohlloblichen Bürgerschaft vor, bei prächtiger Schlittenbahn eine Maskenfahrt zu einem zwei Stunden entfernten stattlichen Gasthaus zu veranstalten; auf einer Hochebene mitten zwischen zwei Wäldern bot es neben den anerkannten leiblichen Genüssen — die schönste Aussicht.

Aus einem der duftig bereiften Wälder brach am festgesetzten Tage ein Wirrwarr von bunten Farben und festlich gekleideten Gestalten hervor, ein Schlittenzug, welcher nach der Mitte der Gegend hinglitt, von abenteuerlichem Anblick. Es schienen meistens große Lastschlitten zu sein, je zwei zusammengebunden, um absonderlichen Schaustellungen Platz zu bieten. Auf dem vordersten Fuhrwerke ragte eine kolossale Figur empor, die Göttin Fortuna darstellend, welche in den Äther hinauszufiegen schien; es war eine riesenhafte Stroh-puppe voll schimmernden Flittergoldes, deren Gazegewänder in der Luft flatterten. Auf dem zweiten Gefährte fuhr ein ebenso riesenmäßiger Ziegenbock einher, schwarz und düster von der weißen Umgebung abstechend. Hierauf folgte ein seltsames Gerüste, welches sich als ein fünfzehn Schuh hohes Bügeleisen darstellte, dann eine gewaltig schnappende Schere, die mittels einer Schnur auf- und zugeklappt wurde und das Himmelszelt für einen blauseidenen Westenstoff